

«Und grüsse euch mit dem Lied des Regenvogels»

Verena Karrers Engagement in Somalia

mbü. Verena Karrer hielt sich 10 Jahre lang mit Unterbrüchen in Somalia auf. Ihre Briefe, die sie den Freunden in der Schweiz in dieser Zeit schrieb, wurden 2003 von Elisabeth - Bäschlin als Buch mit dem Titel «Und grüsse euch mit dem Lied des Regenvogels» herausgegeben. Verena Karrer hatte 1993 mit 60 Jahren ihre Arbeitsstelle in Zürich verloren und war arbeitslos. Mit dem Geld aus der Pensionskasse bar im Gepäck flog sie nach Somalia, um den wirklich Armen zu helfen. Sie war Krankenschwester und Hebamme und baute in Merka in den grössten Kriegswirren ein Ambulatorium und verschiedene Schulen auf sowie zwei Bauerngenossenschaften auf. Sie war Sozialistin, aus christlicher Tradition heraus, und trat aus tiefster Überzeugung für Basisdemokratie, Selbstverwaltung und Pazifismus ein. Hier einige Leseproben aus ihrem Buch:

Merka, 28. Juli 1996

Der Regenvogel pfeift, er sitzt in der Luke meiner Schlafraummauer. Es ist ein gutes Gefühl, vom Gesang des Regenvogels geweckt zu werden.

Damals, am 5. März 1994, als der offene Aufstand des Volkes gegen die Biomal und die Unosom (United Nations Operations in Somalia) begann, gründeten wir die Farmerkooperative und ein neues Ambulatorium. (Biomal ist einer der wichtigsten Klans von Merka, die sich mit den Uno-Soldaten Unosom verbündeten und die Macht übernahmen.) Die Kanonenschüsse donnerten an diesem Tag über uns hinweg, und eine Woche lang herrschten andauernd Maschinengewehrgefechte. Merka war wie ausgestorben, kein Mensch auf der Strasse. Alle hatten wir grosse Angst. Ich dachte damals, da würden wir nicht mehr lebend herauskommen. «Der Friede kommt nicht vom Himmel», sagte ich. «Den Frieden müssen wir schaffen. Das bedeutet, etwas tun gegen die Angst, damit wir lernen, besser damit umzugehen.» So setzten wir uns zusammen auf den Boden und überlegten, was zu tun sei. Die 4700 Dollar waren der Restbetrag, den ich noch zur Verfügung hatte. So kam es, dass wir uns aufrafften und beschlossen: «Wir gründen eine Bauerngenossenschaft und bauen im ärmsten Slumgebiet ein neues Haus, ein Ambulatorium für die Armen und gegen den sinnlosen Krieg! Es soll ein Zentrum des Friedens sein.» Das taten wir denn auch. Wir gründeten also die Farmerkooperative in Bhuufow, mit der Bedingung, dass Menschen aus verschiedenen Klans miteinander die Savanne roden, das Bewässerungssystem ausbauen und Mais anpflanzen: Miteinander sollten sie arbeiten und den Erlös gerecht teilen. Weiter beschlossen wir, im Slum von Merka ein neues Haus zu bauen für die medizinische Versorgung, ein Ambulatorium. Auch da sollte eine Kooperative entstehen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus verschiedenen Klans. Beide Kooperativen sollten ein Beispiel sein für Frieden und gute Zusammenarbeit. Die Farmerfamilien müssten bereit sein zusammenzuarbeiten, bei einer Missernte zu teilen und später, bei guter Ernte, jeweils zehn Prozent vom Ertrag dem Ambulatorium für die Armen abzugeben. Und, was mir das Wesentlichste ist: Jeder Farmer sollte von einem anderen Stamm sein. Wir fingen an mit sechs Familien. Der Busch musste gerodet, das vom Krieg verschüttete alte Bewässerungssystem gesäubert, ausgebaut und wieder mit Zement verbessert werden. Wir mieteten dafür einen Traktor von Mogadischu. Später kauften wir Saatgut und Insektizide.

Merka, 12. Mai 1994

Heute früh bin ich mit einem Konvoi der nigerianischen Uno-Truppe ins Landesinnere nach Qoryooley in ein kleines Spital gefahren. Ich hatte gehört, dass dort die Cholera besonders schlimm wüte und viele Menschen dahinraffe. Das Spital ist verwaist. Wir haben nur einen jungen somalischen Arzt getroffen, aber kein Pflegepersonal. Als wir ankamen, musste er in der Umgebung gesucht werden, weil er allein von Strohütte zu Strohütte zog, um die Cholerakranken ins Spital zu bringen.

Im Spital lagen die Leute reihenweise am Boden. Schmutz und Tausende von Fliegen plagten sie. Ich stieg über Exkrememente und Erbrochenes, um zuerst den Wänden entlang eine Schnur zu fixieren. Dann konnte ich erst Infusionen stecken und sie an der gespannten Schnur über den Patienten aufhängen. Das war übrigens eine gute Gelegenheit, die schwerbewaffneten Uno-Soldaten sinnvoll zu beschäftigen. Ich forderte sie auf, ihre Maschinengewehre wegzulegen, um die Hände für wichtigere Arbeiten freizubekommen. Drei der acht Soldaten weigerten sich. Sie blieben mit den Maschinengewehren im Anschlag auf den Panzerwagen sitzen und rauchten ruhig weiter ihre Zigaretten. Fünf junge Männer aber kamen und legten Hand an. Zuerst wollten sie wissen, wie sie sich vor Cholera schützen könnten. Dann begannen sie, die Leute zu waschen, den Boden zu säubern und überall da zu helfen, wo es am nötigsten war. Diese Männer waren zutiefst betroffen von diesem grenzenlosen Elend. Auf der Heimreise durch den unwegsamen Busch meinte einer der jungen Uno-Soldaten, ein Nigerianer: «Dieser Tag ist für mich persönlich ein echter Uno-Einsatz gewesen, so wie ich es mir vorstellen könnte.»

Somalia, das vergessene Land! Was erfahren wir über dieses Land in unseren Medien? Wer Vre Karrers Buch liest, befindet sich in einer anderen Welt und ist beschämt, von allem nichts gewusst zu haben.

Merka, 11. Dezember 1994

Ich war nach Mogadischu gefahren, um fehlende Medikamente zu holen. Es war heiss: vierundvierzig Grad Celsius im Schatten der Bougainvillea-Sträucher. Die Reise durch den Busch und die Savanne war beschwerlich, aber wir sind doch gut angekommen. Bei der WHO, der Weltgesundheitsorganisation, wollten sie mir keine Medikamente für das neue Ambulatorium geben. Ich donnerte und wettete, dass ich den weiten Weg durch Busch und Savanne nicht vergebens mache! Ich bin einfach dortgeblieben und habe keinen Wank von der Stelle gemacht. Da kam ein Direktor oder Leiter. Ich erzählte ihm von meiner Arbeit. Da hat er plötzlich gefragt: «Bist du die Verena Karrer von Merka? Da hast du die Schule und das Ambulatorium gebaut und eine Farmerkooperative gegründet? Ich habe das am Somalia-Radio gehört. Es freut mich, dass ich dich kennenlerne!» Dann lachte er wie ein Verrückter und meinte: «Also weisst du, ich habe natürlich niemals gedacht, dass du schon um die fünfzig Jahre alt bist, sondern dachte, du seiest jünger!» (Ich habe ihm natürlich nicht gesagt, wie alt ich wirklich bin!) Und er gab mir dann bereitwillig alle Medikamente, die ich brauchte.

Die Häuser und Strassen von Mogadischu waren wie ausgestorben. Um die traurige Ruinenstadt herum leben überall Familien in zeltartigen Unterständen. Sie stecken gebogene Ruten in den Boden und behängen die kugelartige Behausung einfach mit Zeitungspapier, Lumpen oder andern Fetzen. Auf engstem Raum leben so Familien mit sechs bis acht Kindern. Überall trafen wir auf junge Männer ohne Arme und Beine. Viele Kriegsverletzte trieben sich in den Ruinen herum und bettelten. Die Armut ist unbeschreiblich gross. Der Krieg tötet ja nicht nur viele Menschen und vernichtet die Häuser, er zerstört ebenfalls jegliche Lebensgrundlagen und alle sozialen Beziehungen.

Mogadischu ist – nachdem die Amerikaner die Stadt im Juli und August 1993 dreimal

bombardiert haben – eine zerstörte Stadt. Ich lief weinend durch die Ruinen. Die Anzahl der Einschusslöcher in den Wohnhäusern in der Innen- und Aussenstadt kann man nicht zählen. Woher kam denn diese Munition? Woher kamen die grausamen Kriegsinstrumente und Waffen? Welche Interessen bewegten die Amerikaner dazu, das bereits kriegsgeschädigte Mogadischu in drei Akten noch vollkommen zu zerstören? Die Amerikaner hatten die Universität von Mogadischu bombardiert. Weinend bin ich durch das riesige Trümmerfeld gelaufen. Entsetzt über das Ausmass der Zerstörung dachte ich: Im Krieg um Macht und Kapital wird zuerst gezielt das Wissen verschüttet und begraben, so wird dem Land jede Chance für eine weitere Entwicklung genommen! Als ich die Ruinen der einst stolzen arabischen Gebäude sah, schwor ich mir, dass ich, so Gott will, alles tun würde, um später für die verlorene Jugend auf der Strasse wieder eine Mittelschule aufzubauen.

Ich war auch im Universitätsspital Dikfer, der grössten Klinik im Süden Somalias. Auf der Suche nach Material liess ich mich dahin führen. Das Universitätsspital Dikfer war in Betrieb, als es bombardiert wurde. Viele Patienten und Patientinnen wurden zusammen mit dem Personal durch einstürzende Mauern erschlagen und verschüttet. Andere wurden zu Krüppeln verstümmelt und sind bis heute unfähig, für sich selber zu sorgen.

Warum wurde diese Schandtat der Amerikaner nicht in alle Welt hinausgeschrien, als sie das grösste Krankenhaus gezielt bombardierten?

Ihre Erlebnisse in Mogadischu bewegten Verena Karrer so, dass sie entschlossen Schulen gründete, die heute sechs Jahre nach dem gewaltsamen Tod der Gründerin immer noch existieren: In der Primar- und Sekundarschule von «New Ways» werden 700 Schüler und Schülerinnen unterrichtet, und 93 Angestellte haben dadurch einen Verdienst. Das erste Gymnasium in Somalia nach den Zerstörungen besuchen heute noch über 100 Schüler und Schülerinnen. In dieser Mittelschule werden Theorie und Praxis miteinander verbunden. Somalia braucht Intellektuelle, die aber ebenso gute Handwerker sind, für den Wiederaufbau des Landes. Die Verbindung dieser beiden Ausrichtungen war Vre sehr wichtig.

Merka, 5. Dezember 2000

Gestern morgen kamen achtundfünfzig Jugendliche, um sich für die Aufnahmeprüfung einzuschreiben, die morgen stattfindet. Als ich die grossgewachsenen, aufrechten Gestalten durch das Tor der neuen Schule hereinkommen sah, da packte mich die Freude derart, dass mir die Tränen kamen. Ich dachte gerührt: Es ist wahr geworden! Hier, mitten in der Armut, ist tatsächlich eine Schule entstanden, hier werden junge Menschen unabhängig vom Klan-Wesen, ob arm oder begütert, miteinander lernen. Alle werden die gleiche Chance haben, und sie werden sich gemeinsam mit der Not und Armut, die ein Krieg hinterlässt, auseinandersetzen und dabei praktisch erleben, was es bedeutet, am Boden im Dreck geboren zu werden.

Als die Mädchen und Jungen in den Klassenräumen waren und der Lehrer Ahmed kam, sagte ein Sprecher der Schüler und Schülerinnen zu ihm: «Bevor wir beginnen, bitten wir dich, geh zu Verena und teile ihr mit, dass wir alle ihre Freudentränen gesehen haben. Sage ihr, dass wir mit ihr weinen, innerlich, vor Freude, dass wir hier in dieser Schule endlich auch die Gelegenheit haben, uns weiterzubilden.»

Merka, 9. Dezember 2000

Heute war ein guter Tag. Die Schülerinnen und Schüler kamen, um die Ergebnisse ihrer Aufnahmeprüfung zu erfahren. Dreiundvierzig haben die Prüfung bestanden, siebzehn waren ungenügend. Ich konnte mich nicht abfinden mit dem Gedanken, dass wir diese siebzehn jungen Menschen einfach wegschicken sollten. Natürlich sind wir eine Mittelschule als Vorbereitung für ein Studium an der Universität, und wir müssen an einem gewissen

Standard festhalten – aber ich bin mir nicht sicher, ob man in einem Land wie Somalia mit den gleichen Massstäben messen soll, wie zum Beispiel in der Schweiz. Wir sind hier im von Kriegen und Katastrophen gepeinigten Somalia, wo die meisten Kinder gar keine Chance haben, eine Schule zu besuchen. Ich denke, dass es ein Fehler war, diese Prüfungen hier so durchzuziehen, das hat nichts mit Gerechtigkeit zu tun.

Nun, wir sind am Lernen – und haben nach zähen Auseinandersetzungen nun eine Lösung gefunden, so dass alle eine Chance haben. Wir werden zwei Klassen machen: eine Klasse A mit den Schülern, die bestanden haben, und eine Klasse B mit einer Probezeit für die siebzehn, die nicht bestanden haben. Sie werden arbeiten, und in diesem Prozess können wir dann sehen, wer sich für die Mittelschule eignet.

Merka, 4. Mai 2001

Die neue Berufsmittelschule, die wir im Januar eröffnen konnten, ist gut angelaufen. Die Lehrer haben die Probezeit mit Erfolg hinter sich gebracht. Wir sind alle zufrieden. Wir haben mit zwei Klassen zu vierundzwanzig Schülern und Schülerinnen begonnen, die alle die Aufnahmeprüfung bestanden hatten. Den siebzehn Kandidaten und Kandidatinnen, die damals nicht bestanden hatten, haben wir eine zweite Chance gegeben. In einem viermonatigen Intensivkurs konnten sie sich nochmals für die Aufnahmeprüfung vorbereiten, und nun haben Ende April sechzehn von ihnen die Prüfung mit Erfolg wiederholt. So haben wir nun bereits eine dritte Klasse, im Herbst werden es dann fünf Klassen sein.

Verena Karrer war überzeugte Pazifistin. Auch den bewaffneten Banditen ermöglichte sie den Weg zurück in die Gesellschaft.

Das Leben in Merka ist gefährlich. Es gibt Banditen, die sich in Gruppen organisieren. Sie sind mit Maschinengewehren bewaffnet. Diese oft jugendlichen Männer sind rücksichtslos, brutal und unberechenbar, orientierungslose Kriegskinder, die keine Schule besuchen konnten und nichts gelernt haben. Alle haben Hunger. Sie töten für einen Sack Hirse. Die Erfahrung von Krieg und Gewalt zerstörte ihr natürliches Empfinden, zerstörte ihre Seelen. Eigentlich haben diese Kriegskinder bisher noch gar keine Chance zum Leben gehabt. Wir müssen mit ihnen zusammen versuchen, einen Weg zu finden, wie sie in Würde und Achtung leben können.

Am Nachmittag, wenn unsere Schule New Ways geschlossen ist, bieten wir täglich von drei bis sechs Uhr einen Kurs für zwanzig bis vierundzwanzig Männer an zum Thema: Put the gun and get the pen! Einzige Bedingung für die Teilnahme am Kurs ist, dass die Männer ihre Waffen abgeben. Dafür lernen sie Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und, was ich wichtig finde, Geschichte, denn sie sollen die Zusammenhänge in ihrer Geschichte sehen und begreifen lernen. Ich selbst unterrichte Biologie und Gesundheitslehre: Vielleicht können sie das Leben lieben und die Umwelt achten lernen, wenn sie Kenntnisse darüber haben. Der erste Kurs soll 3 Monate dauern. Die Männer bekommen eine warme Mahlzeit, Seife und monatlich 100 000 Somali-Schillinge, das sind etwa zwölf Dollar. Der zweite Kurs soll praktische Kenntnisse vermitteln. Sie sollen lernen, wie man Trockensteine macht für ein Haus, wie man mit einfachen Mitteln ein solides Haus bauen, die Abwässer sorgfältig entsorgen oder Tische zimmern kann. Wir hoffen auf die Mitarbeit von qualifizierten Handwerkern. (Das wäre zum Beispiel eine Aufgabe für Uno-Truppen.) Es wird nicht leicht sein, dessen sind wir uns bewusst. Die fltesten von Merka stehen aber hinter uns und helfen uns.

Gestern abend, als es bereits dunkel war, kam ein junger Bandit und rüttelte heftig an meiner Türe. Zuerst war ich erschrocken, doch er gab mir sein Maschinengewehr und sagte entschieden: «Eber! Banankaa!» – «Schluss! Fort damit!» Er setzte sich auf den Boden und

begann zu erzählen. Es kam wie angestautes, übersprudelndes Wasser!

N. B.: Die Zahl der – meist jugendlichen – Banditen, die ihre Gewehre abgegeben haben und den Umschulungskurs besuchen, ist inzwischen auf 152 gestiegen.

Das Hungerproblem ist weltweit schon so gross, nun verschlimmert es sich durch die explodierenden Nahrungsmittelpreise noch mehr. Wer kann sich vorstellen und empfinden, was Hunger ist?

Merka, 3. November 2000

Immer wieder kommen Flüchtlinge nach Merka. Sie wissen, dass es auf dieser Welt keine Heimat gibt. Es klopfte bei mir. Ein alter Mann stand vor der Tür. Er war viele Stunden durch die Trümmer der Stadt geirrt und hatte nichts bekommen. «Hunger!» Er blickte fragend auf das Brot, das noch auf dem Tisch lag, sah mich an. «Brot», sagte er, «mein Gott, wenn du mir etwas Brot geben könntest?» Das Wasser lief ihm im Mund zusammen, er schluckte es herunter und sagte noch einmal leise: «Brot.» Er nahm das Brot. «Danke!» Er brach schnell ein Stück davon ab. Sein Kinn zitterte, die Muskeln seines Mundes zuckten. Dann grub er die Zähne in die weiche Bruchstelle und ass. Das Brot war alt. «Es schmeckt süss», meinte er und die Tränen tropften ihm übers Gesicht, ohne dass er es verhindern konnte. Sie liefen einfach, sie rollten über die Falten seines Gesichts und tropften auf seine magere Brust. «Du hungerst schon lange?» Er nickte. «Danke», sagte er sehr leise, «vielen Dank», und ging. Ich spürte plötzlich, wie mein Herz heftig klopfte, es liess nicht nach, ich musste immer an das Brot und an die vollgestopften Regale in den Läden der Schweiz denken, an die süssen Pfeffernüsse, Lebkuchen, Schokoladekläuse, die bereits Ende Oktober für das Weihnachtsgeschäft aufgeschichtet waren. Das Klopfen meines Herzens war wie ein sanftes, aber anhaltend schmerzhaftes Pochen in einer Wunde. Ein grosser wunder Fleck mitten in meiner Brust.

Merka, 30. Dezember 2000

Warum gerade in Afrika? Nun, wir könnten die Afrikaner wohl sich selbst überlassen in der ganzen Not und Misere, die wir mitverschuldet haben. Es wäre einfach – nur, ich persönlich glaube an die Möglichkeit einer Wiedergutmachung. Zuerst einmal müssten wir ihnen gegenüber allerdings die Fehler eingestehen, die wir gemacht haben. Das heisst ganz praktisch: Die Banken haben ihre Profite nun gemacht! Afrika ist uns nichts mehr schuldig! Dann müssten wir dem gepeinigten Volk zuerst einmal unsere Solidarität beweisen, nicht durch Hilfsprojekte, nein, indem wir bereit sind, mit den Afrikanern zusammenzuleben, mit ihnen das zu teilen, was sie brauchen, und von ihnen zu lernen.

Natürlich können wir die Hunderttausenden von toten Menschen, die durch unsere Rüstungsindustrie vernichtet wurden, nicht wieder lebendig machen. Wir können uns als Pazifisten aber vermehrt und ganz entschieden gegen den herrschenden Militarismus und die Rüstungskonzerne stellen. Natürlich können wir nichts mehr tun für die Kinder und Mütter, die aus Hunger Erde gegessen haben und daran gestorben sind. Wir können aber die Güter, ich meine unseren Reichtum, so umverteilen, dass jedes Kind Brot und ein menschenwürdiges Leben hat. Die Bodenschätze, Gold, Diamanten, Erdöl, Kaffee oder Bananen, an denen wir uns bereichert haben, können wir Afrika niemals zurückgeben. Wir können aber in Zukunft dafür sorgen, dass die Plantagenarbeiter oder Goldschürfer den gerechten Preis für ihre Arbeit bekommen und damit eine sichere Existenzgrundlage haben. Ich glaube an eine Wiedergutmachung.

Sie hatte ein Herz für Afrika. Im Buch von Vre Karrer ist eine Fotografie von einer lachenden Verena. Ja, sie hat gut lachen. Sie hat ihren Teil geleistet. In den 10 Jahren in Somalia hat sie

ein Werk geschaffen, das sich sehen lässt. Sie hat mehrere Schulen gegründet für die Jugend und den Aufbau von Somalia, deren Lehrer mit Spenden aus der Schweiz entlohnt werden. Weiter regte sie die Gründung von Landwirtschaftsgenossenschaften an, wo Menschen verschiedener Klans zusammenleben und arbeiten. Sie gründete Ambulatorien als Genossenschaften für die medizinische Versorgung der Bevölkerung. In Merka reinigen einige Arbeiter den öffentlichen Markt, damit keine Seuchen ausbrechen. Alle Genossenschaften sind selbstverwaltet und keine Almosenempfänger. Wie sie selber sagte: «Wir sind kein Hilfswerk, wir sind eine Genossenschaft.» Das ist echte Arbeit für den Frieden!

Elisabeth Bäschlin (Hrsg.): «Und grüsse euch mit dem Lied des Regenvogels, Vre Karrer, Briefe aus Somalia», eFeF-Verlag Bern/Wettingen 2003, ISBN: 3-905561-50-6
Weitere Informationen: Homepage des Fördervereins «Neue Wege in Somalia», www.nw-merka.ch

(Quelle: Zeit-Fragen Nr. 21 vom 19.5.2008 © 2006, Genossenschaft Zeit-Fragen, www.zeit-fragen.ch)